

Der Heilige

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **26 (1923-1924)**

Heft 4

PDF erstellt am: **07.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748345>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

à connaître la France. N'y voyons pas un marché. Mais elle servira fréquemment au Français, à l'Allemand, à l'Anglais, au Slave qui voudront penser en Européens. Suisse d'aujourd'hui? Je ne sais trop. Suisse de demain? Il faut l'espérer. Il serait vraiment puéril de tracer sur le papier le programme pompeux d'un Institut d'études européennes et de le loger arbitrairement dans une Université suisse. Mais cet Institut d'études européennes, nous pouvons le porter en nous, le réaliser en esprit, lui donner la forme impalpable du dialogue, de la conversation, de la lecture, de l'écriture, du voyage. La Suisse nous fournit déjà le décor, le platane et l'Ilissus de ce dialogue. Elle nous a donné, avec madame de Staël, le salon de cette conversation. Ses critiques et ses hôtes y ont tenu leur place. Il lui appartient et il nous appartient de montrer encore en bien des manières ces décors et ces salons — et d'y rêver (peut-être d'aider à y construire) l'Europe vivante de demain.

PARIS

ALBERT THIBAUDET



DER HEILIGE

Vorbemerkung des Übersetzers. Der folgende Ausschnitt aus *Saint Magloire* von Roland Dorgelès (Paris, Albin Michel) möchte diejenigen Leser von *Wissen und Leben*, die ihn noch nicht kennen, auf diesen neuen Heiligenroman hinweisen. Das unlängst erschienene Buch schildert das Auftreten eines Heiligen im heutigen Frankreich und ist durch eine verwirrende Fülle jenes immer wahren Details ausgezeichnet, das uns noch den französischen Durchschnittsroman so teuer macht; außerdem aber besitzt es eine Größe der Komposition, eine Tragweite des Gedanklichen und eine rücksichtslose Leidenschaft der Fragestellung, die es zu einer entscheidenden Auseinandersetzung mit unserer Zeit erheben und zum mindesten gleichberechtigt in die Tradition der europäischen Heiligendichtung (Hauptmann, Fogazzaro) einreihen. Der nachstehende Ausschnitt vermittelt von dieser bis ins Einzelne durchgeformten Kunst einen vielseitigen Eindruck. Seine Situation ist in sich verständlich. Bemerkte sei, dass ihr das erste Auftreten des Apostels auf der Landschaft vorhergeht, bei welchem die Begeisterung des Volkes Formen annahm, die eine vorläufige Sicherheitshaft und uneingestandene behördliche Überwachung erforderlich machten.

François Dubourg, des Heiligen Bruder, saß in Pantoffeln, das Nachthemd an Hals und Brust nachlässig offen, in seinem Zimmer und überlas seinen eigenen Roman. Durch das Fenster wehte ein frisches Blättergerausch und auf einer weißen Mauer flügelten die Baumschatten hin und her.

Der Teppich des Arbeitszimmers war mit Zeitungen bedeckt. Sie lagen noch offen auf den Sesseln, auf allen Möbeln. Der Romandichter brauchte bloß die Augen zu bewegen, um den fetten Titel zu lesen, der sich über drei Spalten hin breit machte: „Der heilige Magloire verursacht in der Kammer einen Skandal!“ Es gab ihm jedesmal einen Stoß, und er ließ mutlos seine Feder sinken.

Die Geschichte macht jedenfalls meine rote Rosette zum schönen Traum, überlegte er, seinen Schnurrbart drehend. Ausgerechnet am Tage vor der vertraulichen Mitteilung. Es wäre auch sonst gegangen.

Dann stieß er einen Seufzer aus.

Und wozu, das frage ich mich? Herrgott, hätte er sich doch ruhig verhalten!

Er putzte sich mit einem Zipfel seines Taschentuches das Glas und machte sich wieder hinter sein Pensum. Er arbeitete wie ein Buchhalter. Sein Verleger hatte ihm die Proben seines Romans *Monsieur de Cambrelus*, der je auf Samstag in Lieferungen erscheinen sollte, mit der Bitte zurückgeschickt, er möchte auf jedem Blatt noch zwei Zeilen hinzufügen. Man habe nach der Fertigstellung der ersten Nummern bemerkt, dass die Seiten noch etwas viel freien Platz hätten. Der Text müsse unbedingt größer sein, doch dürften anderseits die Seiten nicht umgebrochen werden, damit keine Mehrkosten entstünden. Dubourg war schon lange in dem Beruf und hatte schon Schlimmeres erlebt, so dass ihn die alberne Forderung nicht allzu stark aus der Fassung brachte. Während sich seine Gedanken mit dem tollen Streich des Bruders und dem verscherzten Offizierskreuz beschäftigten, schrieb er mechanisch hin, was man von ihm beehrte.

Lief sein Edelmann gerade über Land, so ließ Dubourg auf gut Glück den Mond aufgehen oder die Sonne scheinen, sofern sich die Beschreibung in zwei Zeilen machen ließ. Traf Herr von Cambrelus unten an einer Seite einen Bekannten an, so rief er nun aus: „Donnerwetter, wie kommt Ihr hieher?“ Oder er schrie ihm zu: „He dort, du Halunke!“ Wenn er den Wagen der schönen Piemonteserin zu Gesicht bekam, so „füllte sich plötzlich sein Herz mit unsäglicher Verwirrung,“ was in

Petitschrift genau das Verlangte war. Auf der vorletzten Seite schaltete er sogar einen Gedanken ein, der zu der Stelle wie die Faust aufs Auge passte: „Ein Heiliger, der Gutes tun will, erklärte Herr von Cambrelus, benimmt sich oft schlimmer als der Teufel im Weihfass.“ Seine Leser fragten sich später stets vergeblich, warum der Musketier aus der Gascogne zu einer Wirtstochter, die eine Kalbfleischpastete vor ihm auf den Tisch stellte, diese Bemerkung machte.

Er brachte, als er mit seiner Arbeit zu Ende war, den Mut nicht auf, sein Feuilleton für den „Français“ vorzunehmen. Er hatte einen leeren Kopf und zu nichts Lust. Zerstreut blickte er auf die beiden Pläne, die mit Nadeln an die Wand gesteckt waren: den zu „Hoheit geruhen“, der wie ein Friedhof ganz mit Kreuzen bedeckt, und den zum „Gestiefelten Fräulein“ der noch fast unberührt war und lauter leere Felder aufwies. Da er in seinen Romanen einen großen Verbrauch von Menschenleben hatte und seine Personen nirgends lange auf einem Fleck blieben, sondern sich von Marseille bis Brüssel ständig auf der Fahrt durch das ganze heilige Reich befanden, hatte sich der Dichter, um sich zurechtzufinden, zur Herstellung von großen zweifarbigen Karten genötigt gesehen, auf denen jede Figur ihr Feld hatte samt Namen und näherer Beschreibung (denn es war immerhin besser, wenn ein Blonder nicht unterwegs braun wurde). Darin trug er je nachdem die vorkommenden Änderungen ein: in Coutras verwundet, im Schloss von Vineuse in Pflege, Entführung der Grafentochter. Hatte aber ein Degenstoß oder ein Büchenschuss den jungen Mann zur Strecke gebracht, so durchkreuzte er sein Feld schlecht und recht mit dem Blaustift.

Sonst brauchte Dubourg bloß einen Blick auf diese Abrechnung zu werfen und die noch ausstehenden Guthaben auszurechnen, um Mut zur Arbeit zu bekommen. Aber heute war nichts imstande, ihn in Gang zu bringen.

Er war berühmt, man staunte ihn an, alles stand glänzend. Und jetzt verpfuscht er alles mit einem verrückten Einfall, dachte er niedergeschlagen. Und es ließ sich doch alles so großartig an!

Dubourg ließ die Arbeit und ging in den Garten hinunter.

— Ei, rief er, auf die Freitreppe hinaustretend, bist du da?
— Gewiss, antwortete ihm van den Kris, der in einem Korb-
sessel lag und die Füße auf den Rand des alten Ziehbrunnens
gelegt hatte. Ich bin mit dem ersten Zug gekommen.

— Weißt du etwas Neues?

— Nichts. Außer was in den Zeitungen steht. Ich war
gestern morgen bei ihm, aber er hat mir nichts gesagt. Und du,
was sagst du dazu?

— Dumm, sagte der Dichter bloß. Das sieht ihm wieder
gleich.

Van den Kris deutete mit einer Kopfbewegung nach Gérard
hinüber.

— Na, aber dein Sohn findet es fabelhaft. Er ist stolz auf
seinen Onkel und bereut, dass er nicht dabei gewesen ist.

Dubourg zuckte nachsichtig die Achseln.

— Er hat das Alter dafür. Wer mit zwanzig Jahren kein
Anarchist ist, der hat kein Herz. Ein Idiot ist man bloß, wenn
man es auch später bleibt. Bei ihm wirds vorbeigehen.

Um die Sorgen zu verscheuchen, schlug der Holländer ein
Kugelspiel vor.

— Was sagt man hier in Barlincourt davon? fragte Dubourg
zwischen zwei Würfeln.

Gérard wurde sofort eifrig.

— O, wenn du gesehen hättest, als die Fabrik aus war! Alle
Arbeiter liefen hinter mir her, und einer hatte den Artikel im
Peuple an der Mütze. „Es lebe der heilige Magloire!“ Sie
waren wie verrückt. Alle haben mich gefragt, wann er wieder
hierher komme, sie wollen ihm einen großen Empfang bereiten.

— Ja ja, Genosse Burtin hält eine Rede, und nachher Ehren-
wein und Konzert der revolutionären Jugend. Für einen
Heiligen ist das noch das mindeste.

— Wie? Würde es dich nicht freuen, wenn der Onkel so
gefeiert würde?

— So? Nein, sagte der Dichter und fügte skeptisch hinzu:
Erst trägt man die Leute immer im Triumph, aber bloß, damit
man sie höher fallen lassen kann.

Van den Kris, der hemdärmlich am andern Ende des Feldes
stand und auf die Kugeln acht gab, wurde ungeduldig:

— He dort! Spielt ihr oder spielt ihr nicht?

Gérard hörte ihn nicht.

— O, es ist herrlich, was er in Paris getan hat. Ihnen mitten in der Sitzung ins Gesicht zu schreien, was jedermann weiß.

— Jedermann, meinte Dubourg zweifelnd. Wer ist das, jedermann? Immer die gleichen paar Schreihälse.

Beim schwarzen Kaffee sagte er zu seiner Frau, als sie den Cognac einschenkte:

— Du darfst schon ganz vollgießen, ich bekomme keinen Schwindel.

Er hatte seine Gemütlichkeit den Ereignissen gegenüber zurückerlangt. Als er vom Tisch aufstand, fasste er einen Entschluss.

— Ich habe trotzdem nicht übel Lust, nach Rueil zu gehen und zu sehen, was passiert.

Gérard schnellte in die Höhe:

— Nimmst du mich mit, wie?

Van den Kris erbot sich, sie zu begleiten, änderte aber unterwegs seinen Vorsatz und begnügte sich, als sie in Paris waren, mit dem Vorwand, es sei für ihn zu spät, sie bis zur Elektrischen an der Porte-Maillot zu führen.

Die Beiden fuhren seiner Weisung gemäß bis nach Malmaison hinunter und brauchten von da den Weg nicht mehr zu erfragen. Eine doppelte Menschenschlange von Gehenden und Kommenden zeigte ihnen die Richtung an. Die Neugierigen waren herbeigelaufen, so bald aus den Zeitungen der Zufluchtsort des Heiligen bekannt geworden war. Der Zutritt zum Kloster war ihnen verwehrt, da vor dem Tor ein Ordnungsdienst eingerichtet war. Aber sie umstanden das Gebäude von allen Seiten, unter freiem Himmel, mit unerschütterlicher Ausdauer, und waren schon zufrieden, dass sie die wenigen Bevorzugten mustern durften, die man hineinließ.

Vor Dubourg und seinem Sohn traten sie zusammen, da sie sogleich etwas Besonderes witterten. Die Vordersten streckten die Köpfe, als der Schriftsteller dem Unteroffizier seinen Namen nannte.

— Es ist sein Bruder!

Schon hatten sie die Gaffer rings um sich. Gérard erglühte

darob vor Stolz. Er konnte nicht an sich halten, sondern sagte ganz leise zu einem jüngeren Mann:

— Die Hauptsache kommt erst ...

Vielleicht brachte dieses von Mund zu Mund wachsende Wort den Polizeikommissar auf den Gedanken, die Zahl seiner Leute zu verdoppeln und von Paris Verstärkungen zu verlangen.

Das ganze Gebäude war in Aufruhr, ohne dass man es freilich bemerkte. Es war eine totenstille Bestürzung. Die Insaßen blieben auf ihren Zimmern, die Angestellten wollten von nichts wissen. Zwischen Vesper und Salve war kein Mensch zu sehen, blieb selbst der Garten einsam. Am Eingang zum Sprechzimmer wurde ein Journalist hinausgewiesen:

— Niemand, Herr, absolut niemand. Wir haben sehr strengen Befehl.

— Befehl von wem? wollte der Reporter wissen.

Eine ausweichende Handbewegung ließ ihn im Ungewissen: es konnte ebensogut der Papst sein wie der Polizeipräfekt.*

Magloire Dubourg empfing seine Verwandten auf seinem Zimmer, das durch seine völlige Kahlheit überraschte. Nichts war an den Wänden zu sehen als ein Kruzifix mit elfenbeinernem Christus. Ein gilbender Buchsbaumzweig stak zwischen Arm und Kreuz. Pater Labry saß sorgenvoll. Ein anderer Missionar stand mit dem Rücken an das Fenster gelehnt und las.

Der Heilige schien weder lebhafter noch ernster als sonst. All der Lärm um ihn verwunderte ihn, ohne ihn zu erreichen. Er hatte nicht einmal die Abendzeitungen sehen wollen, die der Missionar für ihn überflog, und hörte zerstreut auf die Stellen, die man ihm vorlas. Dafür traf den Pater Labry jeder Satz aufs schmerzlichste. Er seufzte herzbrechend und schüttelte traurig seinen alten, weißen Kopf.

Gérard geriet über einem Artikel Bernheims in Empörung:

— Es stinkt einen an! rief er.

Der Apostel lächelte ihm zu und zuckte gleichgültig die Schultern.

Eine Persönlichkeit „aus der unmittelbaren Umgebung des Erzbischofs von Paris“ hatte dem „National“ erklärt, die Kirche missbillige Magloires Haltung durchaus. Er gehöre im übrigen ja auch keinem religiösen Orden an und habe auf *keinen Titel*

Anspruch: diese beiden Worte waren kursiv in den freien Raum gedruckt.

Magloire Dubourg saß auf seinem Strohsessel und blickte den Christus an, und eine unendliche Milde war über sein Gesicht ausgegossen.

— Aber Sie werden sich doch nicht in dieser Weise behandeln lassen, ohne sich zu verteidigen, ereiferte sich Pater Labry zum zwanzigstenmal.

Ohne die Augen zu wenden, mit kaum bebenden Lippen antwortete ihm der Heilige:

— Lassen Sie. Ein Kreuz der Beschimpfung ist leicht zu tragen.

— Aber das ist ja ein ganzes Gewebe von Verleumdungen. . .

— Was hat das zu sagen. Oft nennen wir die Wahrheiten, die uns beschämen, Verleumdungen. Und dann, ich wäre nicht der Diener Gottes, wenn ich den Menschen gefiele.

Gérard senkte zornig seine Stirn. Wäre es nach seinem Willen gegangen, der Onkel hätte seinen Kopf durchsetzen, kämpfen, die Vorstädte aufreizen müssen.

— Wie könnte ich ihnen deshalb böse sein, dass sie die Wahrheit nicht kennen? fuhr der Greis fort. Kennen sie sie, hätte mich da der, welcher mich gesandt hat, aus den afrikanischen Wäldern geholt, um ihnen zu predigen?

— Sie wissen, Magloire, sagte Pater Labry erregt, ich bin ein hartgesottener Sünder. Die rechte Wange nach der linken hinstrecken, nun ja, aber immerhin nicht zu lange. Ich halte mich an den heiligen Antonius: Begnügt euch, nicht mehr zu schlagen, als man euch geschlagen hat. Sie haben also noch viele Schläge zugute.

Gérard fiel hitzig ein:

— Ich bin sicher, wenn der Onkel etwas unternähme, hätte er alle hinter sich.

Der zweite Missionar faltete seine Zeitungen zusammen und ging, dem Ruf der Salveglocke gehorchend, hinaus. Eine lange Weile blieben die vier Männer stumm.

— Könntest du jetzt nicht wieder nach Barlincourt kommen? fragte François Dubourg. Du wärest besser aufgehoben als hier, freier —

Der Heilige dachte einen Augenblick nach.

— Nein, noch nicht. Ich gehe vielleicht für einige Tage nach Paris. Nachher können wir wieder sehen.

Der Bruder schien ärgerlich.

— Nach Paris, was zum Teufel. Du verursachst nur wieder neue Zwischenfälle und machst dich schließlich unbeliebt. Überlege dir doch vernünftig, setzte er beschwichtigend hinzu. Glaube ja nicht, dass dir die Gläubigen aus allen Kirchen zulaufen, wenn du den Parisern etwas vopredigst. Die Leute haben dort Angst vor grossen Aufläufen. Du lockst bloß das schlimmste Gesindel an, und ganz gewiss geht alles misslich aus.

Magloire Dubourg sah dem Schriftsteller in die Augen.

— Glaubst du, ich sei gekommen, um die guten Menschen zu bekehren? Ich werde bloß die Lumpen anlocken, sagst du. Nun, um so besser! Gerade die will ich vor allen überzeugen. Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die andern.

Er blieb eine Weile versunken und begann dann wieder zu sprechen, doch mit ferner Stimme, die Augen im Leeren, als empfangen er seine Worte von einem unerhörten Gedanken. Die drei Männer hörten ihm zerstreut und zum voraus überzeugt zu, wie in der Kirche der Gläubige dem Priester zuhört, der seine Bannflüche gegen stets abwesende Freidenker schleudert. Ihre Aufmerksamkeit erlahmte langsam. Gérard dachte an Jaurès, Dubourg an seine Rosette und Pater Labry an seine erste Begegnung mit Magloire.

Sätze folgten auf Sätze, streng wie Bibelverse.

— Nein, wir sind nicht der Zeit untertan. Wir dauern, solange auch sie dauert, und gehen erst zusammen mit ihr zugrunde, wenn sich die Tore der Ewigkeit auftun, in welcher ihr Maß und unsre Gestalt nichts mehr sein werden ...

So summte es in ihren Köpfen wie Paternostergemurmel. Dubourg sank in sich zusammen. Pater Labrys Kinn schlug für Augenblicke schwer gegen seine Brust; dann fuhr er zusammen und erwachte mit wirrem Blick.

Das Gesicht des Heiligen verschwand allmählich im Dunkeln. Alles, was er in seinem erleuchteten Herzen trug, das offenbarte er. Er sprach lange. Er zog den Schleier vom ewigen Gang der Welt, vom unaufhörlich sich neu gebärenden Leben. Leuchtend erschienen, ihres Geheimnisses entkleidet, die Wahrheiten

des Evangeliums. Das Wortgepränge der Vermutungen und der falschen Dogmen war von ihnen abgefallen.

— Sie haben es nicht gesehen, sie haben es nicht begriffen, sagte der Heilige dumpf. Wo sind die Seelen unsrer Toten, sag mir das, wo sind die Seelen? Du weißt es, Herr, sie sind immer noch in dem entweihten Eden, lebend und abermals lebend. Der Atem, den du in Adams Mund geblasen, konnte nicht entschweben. Deine Wahrheit blendet mich: Keiner stirbt vor dem Ende, das deine Posaunen einst verkünden. Wir sind so Abel wie Kain, und alle Menschen, welche gewesen sind: wir waren es, die da lebten.

Ein tiefer Atemzug riss den Heiligen aus seiner Entrückung. Seine Augen und Gedanken sanken auf die Erde zurück; er blickte rings um sich in das finstere Zimmer.

Niemand hörte auf ihn.

Pater Labry schief mit auf die Schulter hängendem Kopf und offenem Mund. Auch der Bruder schien, auf den Fuß des Bettes vorgebeugt, entschlummert. Gérard hatte sich lautlos dem Fenster genähert und blickte mit gesenktem Kopf träumerisch durch die schwarzen Bäume auf die Landstraße hinunter, über welche die Lichtkegel der Autos dahinfegten.

Das plötzliche Verstummen des Heiligen störte keinen von ihnen auf. Niemand rührte sich. Sie rufen? Wozu —

Das Fenster stand als dämmeriger Fleck. Wenn man es angesehen hatte, schien die Kammer noch finsterner geworden, als sei ein wenig Nacht rasch hereingeschlüpft. Alles war schwarz. Das ruhige Atmen von zwei Menschen maß die Stille.

Der heilige Magloire blickte auf den Christus an der schwarzen Wand. Langsam, langsam schien sein Leib aus dem Dunkel hervorzutreten, ein grauer Strahl des Morgens senkte sich auf ihn. . .

Mit vorgestrecktem Kopf und zitternden Händen starrte der Heilige auf den Leib mit der durchbohrten Seite, der heimlich wieder anfing, zu leben. Die mageren Rippen hoben sich unter einem stockenden Hauch, das dornengekrönte Haupt bewegte sich auf seiner Schulter leise hin und her, die langen, zerlittenen Arme wanden sich auf dem Holz. Nach zwanzig Jahrhunderten litt er immer noch an seinem Kreuz.

Frei übertragen von Walter Muschg.